

Insel Verlag

Leseprobe



Celona, Marjorie

Hier könnte ich zur Welt kommen

Roman

Aus dem kanadischen Englisch von Christel Dormagen

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4304

978-3-458-36004-9

Vancouver Island, an einem kühlen Morgen im August: Eine junge Frau legt ein neugeborenes Kind auf einer Türschwelle ab und eilt davon. Das Mädchen erhält den Namen Shannon und findet bei der warmherzigen Miranda und ihrer Tochter Lydia-Rose ein Zuhause. Doch sie fühlt sich stets wie eine Fremde – von wem hat sie den blonden Lockenbusch auf dem Kopf, woher die kleine Statur?

Die Frage danach, woher sie kommt, und die drängende Sehnsucht nach ihrer Mutter lassen Shannon nicht los, und so macht sie sich mit sechzehn auf die Suche. Ihr Weg führt sie an einen Ort in den Urwäldern von Vancouver Island, deren Kronen sich mächtig wie ein Gewölbe über den Menschen aufspannen, ihnen Geborgenheit und Schutz geben. Dort hofft sie, das Geheimnis um ihre Mutter und ihre Familie zu ergründen – und stößt auf eine ergreifende Geschichte von wilden Herzen und leisem Schmerz, von unstillbarer Sehnsucht und der grenzenlosen Liebe einer Mutter zu ihrem Kind ...

Marjorie Celona wuchs auf Vancouver Island auf und lebt in Cincinnati, wo sie an der Universität lehrt. Sie studierte am Iowa Writer's Workshop, ihre Kurzgeschichten erschienen in verschiedenen Magazinen. *Hier könnte ich zur Welt kommen* ist ihr erster Roman.

insel taschenbuch 4304
Marjorie Celona
Hier könnte ich zur Welt kommen



Marjorie Celona

*Hier könnte ich
zur Welt kommen*

Roman

Aus dem kanadischen Englisch
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Y*
bei Hamish Hamilton / Penguin Canada, Toronto.
© Marjorie Celona 2012

Umschlagfoto: Morgan Norman / Gallery Stock

Erste Auflage 2014
insel taschenbuch 4304
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2013
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36004-9

Hier könnte ich zur Welt kommen

Für meine Mom

Y

Dieser vollkommene Buchstabe. Wunschknochen, Weggabelung, leeres Martiniglas. Y – auf Englisch ist es ein Wort, *why*. Die Frage, die wir wieder und wieder stellen. *Warum?* Ich mit ausgestreckten Armen, Füße in der ersten Position. Das Chromosom, das die Hälfte von uns nicht hat. Vorletzter Buchstabe im Alphabet: fast da. Mit einem vorgehängten *l* bilden wir damit im Englischen Adverbien. Ein bescheidenes X, mit geschlossenen Beinen. Yes or No? Yes, natürlich. Auf den Kopf gestelltes Peace-Zeichen. Zarte Vogelspuren im Sand.

Y, ein griechischer Buchstabe, ins lateinische Alphabet eingebracht, nachdem die Römer im ersten Jahrhundert Griechenland eroberten – ein doppelter Repräsentant: Konsonant und Vokal. Davor benutzte niemand Adverbien, und niemand war glücklich.

~ 1. Teil ~

Mein Leben beginnt am Y. Ich werde geboren und vor der Glastür des YMCA abgelegt, und auch wenn das Schild auf »Geschlossen« gedreht ist, sieht ein Mann, der auf dem Parkplatz wartet, alles: Meine Mutter, eine Frau in marineblauem Overall, taucht mit einem grau eingeschlagenen Bündel hinter der Christ-Church-Kathedrale auf, ihr Körper stemmt sich gegen den kalten, feuchten Wind des frühen Sommermorgens. Ihr Mund ist geöffnet, als würde sie schreien, doch kein Geräusch ist zu hören, nur der Ruf von Vögeln. Der Wind bläst ihr böig entgegen und presst den Overall an ihren Körper, so dass der Mann, während sie auf ihn zugeht, den Umriss ihrer mageren Beine und ihres entstellten Bauchs sowie den oberen Rand ihrer braunen Arbeitsstiefel sehen kann. Ihr Overall hat Ölflecken, ihre Stiefel sind viel zu groß. Sie ist eine kleine, zartgliedrige Person mit so breiten Schultern, dass der Mann zuerst einen Jungen zu sehen glaubt. Sie hat dunkelbraunes Haar, das hinten zu einem Knoten geschlungen ist, und wilde, mondgraue Augen.

Ihr Gesicht wirkt grob, maskulin, es hat etwas Elendes. Trotz der Kühle stehen Schweißperlen auf ihrer Stirn. Der Mann sieht, wie sie am Parkplatzeingang stehenbleibt, den Kopf in den Nacken legt und in den Himmel blickt. Sie überlegt. Ihre Augen sind voller Entschlossenheit und voller Angst. Sie macht noch einen Schritt und schaut sich um. Sonnenlicht färbt die Straße rosig und golden, über ihr am Himmel ein sich rasch näherndes kreischendes Wasserflugzeug, Straße, Gehsteige und die spiegelnden Glasfronten der Gebäude sind noch feucht vom Regen der vergangenen Nacht. Meine Mutter horcht auf das Flugzeug, auf die Vögel. Wenn irgendjemand sie sieht, wird sie die Nerven verlieren.

Sie blickt wieder nach oben, der Morgenhimmel ist blau wie eine Pfauenfeder.

Der Mann studiert ihr Gesicht. Er ist an diesem Morgen von Langford hergefahren und so früh aufgebrochen, dass es noch dunkel war und er nicht einmal die Bäume sehen konnte. Er wohnt tief im Wald, den Himmel kann er erst sehen, wenn er den Inselhighway erreicht. Die Tannen rechts und links der Straße recken sich in große Höhen, ihre Wipfel stoßen aneinander, bilden eine Art Dach, ein Tonnengewölbe. *Diese Straße ist wie ein Kirchenschiff*, denkt er jedes Mal, wenn er hier entlangfährt, stolz, etwas zu stolz auf seine Metapher, und er blickt hoch zu dem Gewölbe, dem Fenstergeschoss, dem Querschiff, dem Chor, den Bäumen. Er lässt sein Fenster herunter, spürt den Windstoß im Gesicht, in den Haaren und fährt auf den Highway: endlich Himmel, Tempo. Vor ihm weitet sich das Gelände, die Bäume werden immer niedriger, je mehr er sich der Stadt nähert; der breite Highway verjüngt sich zur Douglas Street, er fährt an Buswartehäuschen vorbei, unter den Bögen von Laternen hindurch, jetzt kommt das Autohaus, wo er gearbeitet hat, danach der 7-Eleven-Laden, Thompsons Schaumstoffgeschäft, White Spot, der Red-Hot-Videoladen, und dann ist er im Zentrum, keine Bäume mehr, aber er kann endlich den Ozean riechen, und wenn er mehr Zeit hätte, würde er bis an die Inselfspitze fahren und zusehen, wie die Sonne über der Dallas Road aufgeht. Es ist noch so früh, und doch strecken die Frauen schon ihre Daumen aus, warten in sehr, sehr engen Jeans auf die Männer in ihren schmutzigen Lieferwagen und verbeulten Pkws; er lässt das Dairy Queen, den Traveller's Inn, das leuchtend rote Ziegelrathaus, das Eaton Centre hinter sich. Gegen Mittag werden diese Straßen, die er so gut kennt, von blassgesichtigen Wohlstandskindern mit knielangen Dreadlocks bevölkert sein, die trommelnd und plärrend nach Kleingeld verlangen, und ein Mann mit einer orange-

farbenen Kochmütze auf dem Kopf wird auf einer Trompete spielen. Und noch später werden sich im McDonald's an der Ecke bettelnde Teenager lümmeln – zerrissene Hosenbeine mit Sicherheitsnadeln zusammengehalten, Bandanas, Flicker, die riesigen Rucksäcke draußen vorm Gebäude abgestellt, magere, gescheckte Pitbulls und zahme Ratten, die in Hemdärmel rein- und raushuschen, Schlafsäcke, Styroporbecher, ältere Menschen, so viele ältere Menschen, die sich durch das Chaos dieser Straßen kämpfen, Blinde, Seemöwen, das Crystal Gardens, das Helm's Inn, die Totempfähle, als der Mann am Park vorbei zum YMCA fährt, keine anderen Fahrzeuge, nur seins, weil es, für die meisten Menschen, nicht Morgen ist, sondern immer noch mitten in der Nacht.

Auf dem Parkplatz macht ihn die blendende Sonne, die gerade aufgeht und durch das Beifahrerfenster seines Lieferwagens scheint, jetzt unsichtbar. Er sieht, wie meine Mutter meine Wange küsst – hastig wie ein scheuer Vogel –, wie sie dann rasch die Rampe zum Eingang hinaufgeht, mich vor die Glastür legt und wegläuft. Sie sieht sich nicht um, kein einziges Mal, und der Mann beobachtet, wie sie in die Quadra Street einbiegt, nun, da ihre Arme leer sind, mit raschem, leichtem Schritt. Sie verschwindet auf den Friedhof neben der Kathedrale. Es ist der 28. August, 5 Uhr 15 morgens. Mit einem Schlag ist meine Mutter für mich gestorben.

Der Mann wünscht sich so sehr, ich läge nicht da, dass er es hätte herausschreien mögen. Sein ganzes Leben lang ist stets er derjenige, der bemerkt, wie einer alten Frau das Taschentuch aus der Handtasche fällt, und dann einen halben Block hinter ihr herrennen muss, mit dem Tuch wie mit einer Fahne wedelnd. Jeder Lidschlag offenbart ihm etwas, was er nicht sehen will: einen vergessenen Stullenbeutel; eine *Zwiebelsuppe* geschriebene *Zwiebelsuppe*; einen Lacklederschuh, der gleich in Scheiße tritt. *Warte! Pass auf, Chef!*

Diese Schluderei, diese Halbherzigkeit. Ich. Ich bin so klein, dass er »winzig« denkt, als er sich hinhockt und den Kopf beugt. Meine junge Mutter hat mich in ein graues Sweatshirt mit Daumenlöchern im Ärmel gewickelt, da es kalt ist um diese Tageszeit und ich gerade einmal ein paar Stunden alt, nackt und gelbsüchtig bin: ein kleines, gelbes Ding.

Der Mann hebt das Sweatshirt ein wenig an, weil er nach einer Nachricht oder Anzeichen einer Verletzung sucht. Da ist nichts, bis auf ein zusammengeklapptes Schweizer Offiziersmesser unter meinen Füßchen. Mein Kopf hat die Größe einer Yukon-Gold-Kartoffel. Der Mann hält inne. Er übt die Sätze, die er wird sagen müssen, wenn er an die Tür klopft und um Hilfe bittet. »Hallo! Hier ist ein Baby! Ein Baby, das von seiner Mutter ausgesetzt wurde – ich glaube – ich habe darauf gewartet, dass geöffnet wird, sie hat das Baby hier hingelegt und ist weggegangen, ein junges Mädchen, bin nicht gut im Einschätzen von Alter, achtzehn, neunzehn vielleicht? Hier ist ein Baby, genau *hier*. Oh, ich habe gar nicht nachgeschaut –«, er schaut nach: »Es ist ein Mädchen.«

Sie fahnden nur kurz. Die Polizei rennt herum und nimmt die Beschreibung des Mannes auf, der erklärt, er heiße Vaughn und sei morgens gern als Erster vor der Tür des Y, das sei ein kleines Spiel von ihm.

»Bei irgendwas muss man doch Erster sein, Kumpel«, sagt er zu einem der Bullen. Sie sehen einander an und lachen, ein bisschen zu heftig und ein bisschen zu lange.

Vaughn trägt seine üblichen Sachen: dunkelblaue Jogginghose mit weißen Seitenstreifen; T-Shirt mit einem Segelboot vorne drauf; nagelneue weiße Turnschuhe. Er ist noch jung, Anfang dreißig, gut einen Meter achtzig, mit der Statur eines Marathonläufers. Auf dem Kopf hat er einen dichten, wilden, roten Haarschopf, und er lässt sich ein Ziegenbärtchen wachsen. Deshalb juckt sein Kinn. Er fingert daran herum,

während er mit dem Polizisten spricht. *Was haben Sie gesehen?*

Inzwischen ist Vaughn an die Art, wie sein Leben läuft, gewöhnt: Er ist ein Seher. Wenn Autos kollidieren, weiß er es zwei Minuten bevor es passiert. Er hat die Scheidung seiner Eltern vorhergesehen, als ihm eines Tages auffiel, wie seine Mutter die Lippen kräuselte, als sein Vater auf einer Party einen dreckigen Witz erzählte. Er war damals neun. Er dachte, das war's. Das ist das Zeichen. Es ist gar nicht schwer – dieses Prophezeien, falls man das so nennt –, es hat mit Beobachten zu tun. Vom richtigen Blickwinkel aus – sagen wir, von oben – braucht man keine psychologischen Gaben, um zu erkennen, dass zwei Menschen, die mit gesenkten Köpfen und Händen in den Taschen aufeinander zu gehen, irgendwann zusammenstoßen.

Hören Sie, was haben Sie gesehen?

Vaughn schweigt einen Moment, ehe er antwortet. Er spürt, wie die Zeit sich verlangsamt, und er fühlt, wie er zu schweben beginnt. Von hier oben sieht er, was er sehen muss: die Abfolge von Ereignissen, die mir widerfahren werden, wenn meine Mutter mich aufzieht. Es ist alles nur zu klar. Er hat sie nicht sehen sollen. Er hat nicht eingreifen sollen. Er hat den Ausdruck in den Augen meiner Mutter gesehen; er hat Frauen wie sie schon vorher gesehen. Er weiß, dass ich, was auch immer mein Schicksal sein wird, ohne meine Mutter besser dran bin.

Was genau haben Sie gesehen?

Und so nimmt der Polizist eine Beschreibung meiner Mutter auf, aber er bekommt nicht die richtige: Vaughn erklärt ihm, sie habe kurzes, blondes Haar gehabt, obwohl sie es zu einem dunkelbraunen Knoten geschlungen hatte. (Wenn sie es offen fallen lässt, reicht es ihr bis zum Schlüsselbein.) Er sagt, sie habe eine rote Jogginghose und einen weißen Tennispullover getragen – er stellt fest, dass er beschreibt, was er

selbst am Tag zuvor anhatte – und habe nicht obdachlos ausgesehen, nur verängstigt und jung. Vielleicht eine Collegestudentin, sagt er. Sportliche Figur, sagt er.

Mittlerweile haben sich zwanzig Leute auf dem Parkplatz vom Y eingefunden. Eine Frau drängt sich zwischen den Polizisten und all den Menschen in Trainingshosen hindurch. Sie wedelt mit den Armen, ihr offener Mund gleicht einer Höhle.

»Mein Baby!«, schreit sie und stellt eine Tüte mit leeren Bierdosen neben sich auf den Boden. Ihr Kopf zuckt. Die Polizisten verdrehen die Augen, Vaughn auch. Sie ist die Quarter-Lady, die immer dann auftaucht, wenn man die Parkuhr füttert: »Sie! Ham Sie mal 'n Quarter?« Ihr Haar sieht aus wie die liegengebliebenen Perücken im Supermarkt, wenn man vergessen hat, rechtzeitig ein Kostüm für Halloween zu kaufen. Wenn sie Flügel hätte, wäre etwas Ätherisches an ihr.

Mein erstes Babyfoto erscheint in der Zeitung. »Baby ausgesetzt. Polizei verspricht: kein Strafverfahren«. Vaughn schneidet den Artikel aus und klebt ihn an seinen Kühlschrank. Er geniert sich für eine seiner Aussagen – »Ich glaube, es ist ein Akt der Verzweiflung« –, und seine Augen füllen sich mit Tränen, als er den Satz der katholischen Gemeinschaft Saint Vincent de Paul liest, den eine der Schwestern vom Kinderkrankenhaus für die Zeitung zitiert hat: *Diese Kinder gehören Gott auf ganz besondere Weise, weil sie von ihren Vätern und Müttern im Stich gelassen wurden ... man kann ihnen gar nicht genug Liebe schenken.*

»Ich glaube, es handelt sich um einen Akt der Verzweiflung.« Vaughn muss heftig Luft holen. Er krümmt sich innerlich beim Lesen und wünschte, er hätte überhaupt nichts gesagt.

Er sitzt am Fußende seines Betts und wartet, dass das Telefon klingelt. Bestimmt hat die Polizei inzwischen meine

Mutter gefunden; das hier ist schließlich eine Insel. Man kann nirgendwo hin. Wenn sie sie erst einmal gefunden haben, ist es nur eine Frage der Zeit, wann sie stutzig werden und sich wundern, wieso seine Beschreibung nicht stimmt. Er sitzt den ganzen Tag auf dem Bett und starrt auf das Telefon. Er starrt die ganze Nacht darauf. Am nächsten Morgen hängt er marineblaue Bettlaken über die Gardinenstangen, um das Licht auszublenden, und stopft Zeitungen in die Ritze unter der Tür. Er schläft eine Stunde, träumt, er würde vier Stockwerke tief durch ein brennendes Gebäude fallen.

Als er erwacht, ist das Zimmer dunkel, aber seine Augen brennen. Er schließt sie wieder und fällt erneut durch das Gebäude, und als er landet, ist Blut unter seinen Fingernägeln.

Auf seinem Nachttisch hat er ein Foto seiner Freundin, eine zusammengerollte Zeitschrift zum Spinnentotschlagen und ein dreieckiges Prisma liegen. Wenn er die Vorhänge öffnete, würde sein Gesicht in tausend Farben funkeln.

Jemand, sein Nachbar, spielt Klavier. Schlecht, unkonzentriert.

Er schüttelt den Kopf.

»Ich habe mich falsch erinnert«, setzt er probeweise an, ins leere Zimmer hinein, aber das Telefon klingelt nicht.

Er greift nach der Zeitschrift, dabei fällt das Prisma auf den Boden. Es zerbricht nicht. Er legt es in seinen Schoß und schlägt die Zeitschrift auf.

»Ich drifte manchmal ab. Besonders morgens. Ich muss sie mit jemandem verwechselt haben, den ich davor gesehen habe oder einen Tag früher.«

Er bäugt das Telefon.

Er versucht, auf dem Rücken zu schlafen, mit einem Kissen über den Augen. Er versucht, auf dem Bauch zu schlafen. Er vergräbt den Kopf im Bettzeug wie eine Wühlmaus.

»Es tut mir leid«, sagt er zum leeren Zimmer, zum Bild

meiner Mutter, das in sein Hirn eingebrannt ist. »Es tut mir leid, wenn ich etwas Falsches getan habe.«

Schließlich steckt er den Artikel in eines seiner Sammelalben, die er auf dem Kühlschrank aufbewahrt, und versucht, mich, meine Mutter und seine Lüge zu vergessen. Irgendwie weiß er, dass sich hinter der Aussetzung ein Akt der Liebe verbirgt. Irgendwie weiß er, dass er nicht hatte eingreifen sollen.

Ein Joker; eine tickende Zeitbombe. Ich könnte wer weiß wer sein; ich könnte wer weiß woher kommen. Ich habe keine Haare auf dem Kopf, und meine Augen blicken leer, als wäre ich entweder gefühllos oder blöd.

Ich wiege etwas über vier Pfund und werde auf der Intensivstation für Neugeborene in einen Brutkasten gelegt. Ich werde positiv auf Marihuana und negativ auf Amphetamine und Methamphetamine getestet. Das Krankenhaus röntgt meine Brust, entnimmt Blut aus meiner Ferse, untersucht meinen Urin. Ich habe keine Lungenentzündung; ich bin nicht HIV-positiv. Ich bekomme Antibiotika gegen Funisitis, eine Entzündung meiner Nabelschnur, und die Diagnose wird in die Zeitung gesetzt, als eine letzte Aufforderung an meine Mutter, sich zu melden. Sie sei vermutlich krank, hat ein Arzt der Zeitung gesagt, und müsse wohl dringend behandelt werden. Die Antibiotika tun, was sie sollen, meine Mutter erscheint nicht, und das Ministerium für Kinder und Familienentwicklung beantragt das Sorgerecht.

Eine der Schwestern aus der Nachtschicht nennt mich Lily. Sie heißt Helene und ist fünfundzwanzig. Sie hat kastaniibraune, schulterlange Haare, die sich bei Regen kräuseln, einen dichten Pony und ein kleines, pummeliges Gesicht mit einem Rosenknospenmund. In ihren Pausen schaut sie herein und singt für mich »Am Wasserfall«.